

(Nachdruck verboten.)

13) Der Arbeiter Schewyrjoff.

Revolutionsgeschichte von M. Artzibaschew.

Autorisierte Uebersetzung von A. Willard u. S. Dugow.

„Ich komme nur auf eine Minute. Ein paar Worte...“ sagte Schewyrjoff, während er am Tisch, an derselben Stelle, wo Dljenta gefessen hatte, Platz nahm.

„Wollen Sie eine Zigarette?“

„Ich rauche nicht. Sagen Sie, Sie haben der Masimowa für den Lehrer Geld gegeben?“ fragte Schewyrjoff rasch, als wenn die Frage einer wichtigen Angelegenheit galt.

Madjew wurde verwirrt und errötete.

„Allerdings... Das heißt vorläufig... Bis sie irgendwie vorwärts kommen...“

Schewyrjoff betrachtete Madjew mit prüfenden Blicken.

„Bedenken Sie allen Armen und Hungernden zu helfen — allen?“ fragte er.

„Nein,“ erwiderte Madjew erstaunt, „darüber habe ich nicht nachgedacht... ich gab einfach, weil die Gelegenheit...“

„Ja, das stimmt... Und wer wird denen was geben, bei denen niemand von Ihrem Schlage zur Stelle ist? Solcher gibt es viele!“ sagte Schewyrjoff bitter.

„Nun, darüber braucht man sich keine Gedanken zu machen“ — Madjew zuckte mit den Achseln: „man muß helfen, wo man kann, und das ist genug... Auch dafür Gott Dank!“

„Schön. Und wissen Sie, weshalb dieses Mädchen zu Ihnen kam?“ — fuhr Schewyrjoff scharf fort, als ob er eine Weichte abnahm, ohne auf die Antworten zu hören. Dabei blickte er Madjew mit seinen durchsichtigen, hellen Augen gerade ins Gesicht.

Madjew errötete abermals. Er wurde allmählich gereizt. Ein sonderbarer Ton und sonderbare Fragen!

„Ich weiß nicht,“ sagte er unschlüssig.

„Sie kam zu Ihnen, weil sie Sie liebt... Weil sie eine reine durchsichtige Seele hat, die Sie in ihr erweckt haben... Jetzt, wo sie untergeht, kam sie zu Ihnen, um das Rechte zu suchen, das Sie sie zu lieben gelehrt haben. Was vermochten Sie ihr zu sagen?... Nichts... Sie, der Träumer, der Idealist, begreifen Sie, welche unmenschliche Qual Sie ihr bereitet haben? Fürchten Sie denn nicht, daß sie Euch alle, die Ihr ihr goldene Träume von einem glücklichen Leben zugeflüstert habt, auf dem Lager der ehelichen Freuden, unter diesem Klumpen brutalen, wollüstigen Fleisches verfluchen wird? Sehen Sie — das ist furchtbar!“

Den letzten Satz rief Schewyrjoff mit einem so eigentümlichen, unheimlichen Ausdruck, mit einer so unbegreiflichen Kraft, daß Madjew einen Kälteschauer über seinen Rücken laufen fühlte.

Schrecklich ist es, wenn man Tote auferstehen läßt, damit sie ihre Verwesung sehen können... Schrecklich ist es, wenn man aus der Menschenseele etwas Keines, Kostbares macht, nur damit ihre Qualen verfeinert, ihre Leiden verschärft werden...“ fuhr Schewyrjoff fort, scheinbar kaltblütig, aber doch mit dem Zeichen tiefen Schmerzes.

„Sie irren sich...“ murmelte Madjew wirt, noch immer auf die Worte „weil sie Sie liebt!“ antwortend.

„Nein. Ich weiß es... Ich habe den ganzen Tag in meiner dunklen Stube gefessen... Dort hört man alles... Das ist so.“

Madjew schwieg, das Kinn an die Brust gedrückt.

Schewyrjoff stand auf.

„Ihr träumt ohne Unterlaß vom künftigen Glück der Menschheit... wißt Ihr denn, stellt Ihr Euch überhaupt klar vor, durch welchen Strom von Blut Ihr zu dieser Zukunft gehen müßt?... Ihr betrügt die Menschen... Ihr laßt sie von etwas träumen, was sie niemals erleben werden... laßt sie leben und den Schweinen zum Futter

werden... diesen Schweinen, die da winseln und grunzen vor Freude, daß ihr Opfer so zart, so schön ist, daß es so überfeinsibel seine Qualen empfindet!... Wißt Ihr, wie viele von den Unglücklichen, die Ihr betrogen habt, statt zu sterben oder zu töten, zum Herrgott weinend, auf etwas warten, weil es keinen anderen Richter und keine Gerechtigkeit für sie gibt...“

Schewyrjoffs Stimme wuchs zu unabwendbarer Kraft an. Madjew war unwillkürlich aufgesprungen. Dieses seltsame blonde Gesicht mit den kalten Augen bedrückte ihn wie ein Alldruck.

„Begrreifen Sie denn nicht, daß all Eure Zukunfts-träumereien, selbst wenn sie einmal verwirklicht werden sollten, das Tränenmeer all dieser feinen Mädchen, dieser hungernden Beleidigten und Erniedrigten nicht aufwiegen wird... daß es nicht in der Erinnerung den ohnmächtigen Haß gegen die auslöschenden wird, die da unter dem Schutz der Bajonette und Euren vorschlugen, was es auf Erden Gutes gab, gibt, und drückten, was es auf Erden Gutes gab, gibt und geben wird!... In Euch werden sie keine Richter und Mächer finden!“

„Was wollen Sie damit sagen?“ stammelte Madjew.

Schewyrjoff antwortete nicht gleich.

„Kommen Sie,“ sagte er dann und ging aus dem Zimmer.

Wie hypnotisiert, folgte ihm Madjew.

Die ganze Wohnung schlief. Dunkel und still war es im Korridor, in der dumpfen, franken Luft wurde das Atmen schwer. Schewyrjoff öffnete die Tür zu seinem Zimmer und forderte Madjew mit einem Wink auf, hereinzukommen.

„Hören Sie!“ Schewyrjoff sprach leise, und trotzdem seltsam zwingend.

Madjew lauschte. Zuerst hörte er nichts, außer dem Klopfen seines Herzens. In der Dunkelheit war nichts zu erkennen, nur schienen die Augen des unsichtbaren Schewyrjoff in der Finsternis zu glänzen und zu funkeln.

Doch mit einem Male vernahm Madjew einen eigentümlichen leisen Laut. Jemand weinte. Ein stilles, unterdrücktes, hoffnungslos trauervolles Weinen ging wie eine feine Schneide durch die Stille. Es lag vieles, unerträglich Schweres darin. Die unsägliche Qual, die hoffnungslose Sehnsucht, ohnmächtig unwirtiges Klagen.

„Da weint Dljenta!“ dämmerte es Madjew auf, aber jetzt unterschied er, daß es nicht eine Stimme war, sondern zwei, die da weinten... Die Finsternis drückte, in seinen Ohren tönte es wie ein schwermütiges Räuten, und schon schienen es nicht mehr zwei Stimmen, sondern drei... dutzende, tausende Stimmen zu sein, die ganze Finsternis ringsum schien mitzuweinen. Entsetzt fragte er:

„Was ist das?“

Aber Schewyrjoff antwortete nicht. Er packte Madjew plötzlich grob an der Hand.

„Kommen Sie heraus...“ sagte er barsch und ging in den Flur.

Erst in dem erleuchteten Zimmer, das sich nach der Finsternis und dem unbegreiflichen Weinen eigenartig hell und einfach ausnahm, ließ Schewyrjoff Madjews Hand los und fragte, während er ihn scharf ins Auge faßte:

„Haben Sie es gehört?... Ich kann es nicht anhören! Was werdet Ihr diesen Menschen geben, anstatt jener goldenen Zukunft, die Ihr den Nachkommen in Aussicht stellt?... Ihr... Propheten der kommenden Menschheit... verflucht mag sie werden!“

Verwunderung und Born kamen über Madjew.

„Erlauben Sie... Und Sie?... Was werden Sie geben, der Sie so fragen?“ rief er und ballte gereizt seine ungeheuren Bauernhände.

„Ich?“ Schewyrjoffs Stimme klang fast spöttisch.

„Ja, Sie... der mir solche Fragen gibt — diese seltsamen... Welches Recht haben Sie, in diesem Ton zu reden?“

„Ich — nichts. Vielleicht werde ich die anderen nur daran erinnern, was sie vergessen haben... Ja und das — reicht noch nicht...“

„Was ist das? Was sagen Sie?“ fragte Madjew mit plötzlicher Unruhe.

Schewyrjoff sah ihn an. Dann lächelte er unvermutet, als wenn er sich über die Naivität dieser Frage wunderte, und ging langsam zur Tür. „Wohin denn? Bleiben Sie!“ rief Madjew.

Schewyrjoff wandte sich um, nickte freundlich mit dem Kopf und ging hinaus.

„Aber . . . Sie . . . Sie sind einfach verrückt!“ schrie Madjew in blinder Wut.

Er glaubte zu hören, daß Schewyrjoff lachte. Doch die Tür fiel ins Schloß.

Wohl eine Minute stand Madjew bestürzt in seinem Zimmer. Der Kopf schmerzte ihn, in den Schläfen pochte es, und sein Herz hämmerte wie bei einem Kranken, ungleich und wild. Er warf mechanisch einen schweifenden Blick auf sein Arbeitszimmer, seinen mit Papier und Büchern überhäuftem Tisch, die Bilder an den Wänden, und eine plötzliche Aufwallung fränkischer und unbegreiflicher Ekels durchrüttelte ihn vom Kopf bis zum Fuß. Bis zum äußersten abstoßend kam ihm jeder Gedanke, jedes Handeln, der kommende Tag vor. Das Verlangen packte ihn, die ganze Welt mit Riesen Händen zu ergreifen und sie so hoch zu schüttern, daß all die Häuser, Menschen, Gedanken, Taten wie Staub durch die Luft wirbelten.

„Vielleicht wäre es wirklich das Beste!“

Er ging zu Bett, warf sich mit dem Gesicht in die Kissen und blieb starr liegen.

In der Finsternis, die seine geschlossenen Augen umgab, tauchte ein helles Gesicht mit großen, etwas fragenden, über etwas weinenden Augen vor ihm auf und schwebte vorüber. Und dann näherte sich jemand schwarz, ungeheuer tierisch auflachend und löschte den hellen, freudigen Lebensstraum aus.

(Fortsetzung folgt.)

Wie Hoheit Major wurden.

Hoheit waren nur 20 Jahre alt geworden. Hoheits Brust zierten Duzende hoher, höchster und allerhöchster Orden. Hochgelahrte Akademien, wissenschaftliche Körperchaften hatten Hoheit zum Ehrenmitglied ernannt. Aber Hoheit trugen noch Hauptmannsuniform. Zwar Garde, das war selbstverständlich! Aber mit zwanzig Jahren noch Hauptmann!! Es war einfach ein Skandal! Das kam natürlich von den verdamnten Konzeptionen, die man heutzutage dem Volke machen muß, sonst wären Hoheit schon längst General gewesen, kommandierender General oder Generalfeldmarschall. Aber selbst Fürstentöchter müssen als leuchtendes Beispiel der Pflichttreue für ihre späteren Untertanen von der Pike auf dienen, vier Jahre Leutnant, vier Jahre Hauptmann.

Es ging beim besten Willen nicht anders; vor seinem zwanzigsten Lebensjahre konnten Hoheit nicht zum Major befördert werden.

Nun war es ja soweit! Ein Federzug, und die Sache wäre gemacht gewesen; aber so schnell ging es doch nicht. Hoheit sollten auch ihre Befähigung zu der neuen Würde nachweisen. Das war ja nur eine Formalität; denn „von Gottes Gnaden“ ist man von vornherein immer zu allem befähigt, zum Reden, Dichten, Erfinden, Malen, Predigen, Regieren, überhaupt zu allen möglichen Hantierungen, nur zum Arbeiten nicht, — aber allen Untertanen sollte es offenbar werden, welches militärische Genie Hoheit besaßen, und die Herzen sollten aufjauchzen vor Freude, und stolz sollte jedes Auge vom ältesten General bis zum jüngsten Rekruten auf den jungen Führer blicken!

Also Hoheit sollten zum Major befördert werden! Ein Hauptmann kommandiert eine Kompanie, ein Major aber vier Kompanien, und das nennt man ein Bataillon. Und soich ein Bataillon kann im Kriege selbständig auftreten, besonders als Vorhut, wobei es die Aufgabe hat, den Marsch der nachfolgenden Haupttruppen zu sichern. Also ein Bataillonskommandeur ist ein Feldherr im Kleinen! Und ihre Feldherrnkunst als Führer eines Vorhutbataillons sollten Hoheit nun vor aller Welt zeigen!

Eigentlich hätte man nun ja dazu erst einen kleinen Krieg anfangen müssen. Aber leutselig, wie Fürsten nun einmal sind, muten sie bekanntlich ein solches Opfer ihrem geliebten Volke niemals zu, und schließlich weiß man ja auch nicht, wie eine solche Geschichte ausgehen kann. Ein Gewehr ist an sich nicht gefährlich, aber wenn damit scharf geschossen wird — ich danke! Selbst ein Ordenspanzer aus Kreuzen und Medaillen schützt dagegen nicht. Ein Manöver ist sicherer, schmerzloser und bequemer. . . .

— Natürlich war an dem Tag das schönste Wetter, „Fürstentwetter“, wie die Zeitungen nachher begeistert schrieben. Kein Wölkchen war zu sehen, als unser Major mit seinem Bataillon noch zwischen Tag und Dunkel aus dem Quartier aufbrach, der feindlichen Vorhut entgegen.

Drüben auf der anderen Seite kommandierten Hoheit, aber das wußte bei uns kein Mensch.

Wir marschierten durch verschiedene Dörfer, die noch schliefen, bald auf staubiger Landstraße, bald querselbsten über Stoppeln und Saaten. Kavalleriepatrouillen sprengten hin und her, und hinter uns ratterten die sechs Geschütze, die uns beigegeben waren und im Schritt folgten.

Die Sonne war schon aufgegangen; da schien eine wichtige Meldung überbracht worden zu sein: Wir bogen vom Wege ab, und in eiligem Tempo ging's über einige Hügel hinweg. In einem weitläufigen Gutshof machten wir Halt. Hinter uns auf dem Hügel gruben die Kanoniere bereits Verschützungen für ihre Geschütze. Die Kompagnien wurden auseinandergezogen und saßen in dichten Schützenlinien hinter der langen, massiven Gutsmauer, in Gräben und hinter den Wirtschaftsgebäuden Stellung.

Unser Major rieb sich seelenbergnügt die Hände und scherzte mit den „Hauptlingen“, die bei ihm standen: den wollte er sehen, der ihn aus dieser Stellung herausstreiben konnte!

Vor der Gutsmauer floß ein breiter Bach, beiderseits von sumpfigen Wiesenstreifen begleitet. Die Landstraße führte mitten durch den Gutshof, übersehte den Bach auf einer steinernen Brücke und verlor sich dann sanft ansteigend in der Ferne. Hinter uns ragten steil einige Hügel empor, während vor uns kahle Felder auf ebener Fläche sich überallhin erstreckten und wohl auf eine halbe Stunde alleinig zu überschauen waren.

Eine Stunde war schon in träumerischem Dahinnüßeln vergangen. Auf einmal erdröhnte es von der Höhe hinter uns:

„Bumm!“ und gleich darauf: „Geradeaus Kolonne — 2500 Meter — Feuer!“

„Bumm!“

Wichtig! In aufmarschierter Marschkolonne, drei Kompagnien nebeneinander, eine dahinter, kommt da ein Bataillon auf uns zu. Es ist unglaublich! Der dümmste Rekrut sieht seinen Nachbar an. Ratlos starren die Unteroffiziere auf ihre Leutnants, die Leutnants auf die Hauptleute; die Hauptleute schütteln die Köpfe.

„Bumm! bumm! bumm! bumm!“
Dort drüben der Feind läßt sich in seinem todesmutigen Vormarsch durchaus nicht beirren.

„Die sind wohl Ingelst!“ meint ein Hauptmann. „Weiß der Teufel, die wären ja schon längst weggeputzt!“

Und der Major: „Zum Fenster! Welcher Hornochse kommandiert denn eigentlich da drüben?“

„Bumm! bumm!“

Endlich! Man nimmt drüben doch Notiz von uns. Langsam, ansehend mit gebührender Verachtung ziehen sich die Linien auseinander.

„Den Kerlen müssen wir mal Feuer unter den Schwanz machen. Sie, Dragoner, Maschinengewehr soll feuern!“

„Maggaggaggaggagg . . . gaggagg . . . gagg!“

„Bumm!“

Nun gibt's etwas mehr Leben drüben! Sprungweise gehen die Gruppen und Büge vor, die Infanterie fängt an zu feuern, es entwidelt sich ein regelrechtes Feuergefecht.

„Es ist himmelschreiend!“ sagt der Major zu unserem Hauptmann. „Solch eine Fellei und natürlich kein Schiedsrichter da. Kein Faden wäre im Ernstfall von denen da drüben ganz geblieben, und die rücken vor und rücken vor. Jetzt sind sie noch 600 Meter ab. Lassen Sie doch, bitte, langsamer feuern, bei denen hat's doch keinen Zweck.“

Und weiter geht's! „Bumm! . . . Magggaggaggagg . . . und dazwischen: Kad . . . Kad!“

— Da sprengt der Schiedsrichter von der Seite heran über die Brücke:

„Herr Major, Sie müssen sofort zurück! Fünf Kilometer zurück! Sie sind vollkommen geschlagen! Auf zwei Stunden außer Gefecht gesetzt!“

Der Major: „? ? ! !“

Die Hauptleute: „? ? ! !“

Salutieren. Und fort sprengt der Herr mit dem weißen Helmbesug.

„Herr Major! Wollen Sie mal da hinüber schauen?“ sagt ein Hauptmann zum Major und reicht ihm seinen Feldstecher.

Drüben erscheint gerade die leuchtende Standarte Seiner Hoheit auf der Bildfläche.

„Rehrt, marsch! Sammeln!“

Und am Abend verkündet die Parole: „Seine Majestät haben allergnädigst geruht, Seine Hoheit — folgen zwei Duzend Titel — am heutigen Tage zum Major zu befördern!“

Ein Arbeiterleben.

Einer Erzählung — der von Saibja und Abinda — hat Mustatuli eine ergreifende Einleitung vorangestellt. Meine Geschichte wird eintönig sein, beginnt er, eintönig wie die Geschichte von der Arbeitssamkeit der Ameise, die ihre Last den Berg hinschleppen muß, aber jedesmal mit ihrer Frucht zurückfällt und doch versucht, festen Fuß zu fassen. Sie stürzt in die Tiefe, aber immer wieder ergreift sie ihre Last, aufwärts zu kommen. Allein nicht von Ameisen soll die Rede sein, sondern von Menschen, von Wesen, die ein Empfinden haben wie wir. . . .

Solcher Art, düster und schwermütig wie eine slawische Melodie klingt alles, was Wenzel Holek aus seinem Leben zu berichten weiß. Nur selten, ganz selten springt ein heller Ton auf. In einem nordböhmischen Dorf kommt er zur Welt. Sein Vater arbeitet in einer Zuderfabrik. Fröhlich lernt das Kind deutsch und tschechisch. Ehe noch der Schulbesuch beginnt, lehrt ihn der Vater, der selbst nicht gut lesen und fast gar nicht schreiben kann, buchstabieren, damit es dem Kinde einmal besser geht. Als dann der kleine Junge in die Schule kommt, ist er bald der Erste. Ein brennender Zerneiser und Ehrgeiz erfüllt ihn. Der Vater aber verliert die Arbeit. Bei einem Bahnbau, der die Eltern bald beschäftigt, bekommt auch der flebenjährige Knabe zu tun. Er hat Lehmhaden in die Schmiede zum Schürfen zu tragen, Bier aus der Kantine zu holen und andere Besorgungen zu machen. Statt der Schule das wilde Treiben auf diesem Bahnbau! „Schwein, Rindvieh, Hund, Fasel“, das waren ihre liebsten Ausdrücke. — Später kam Holek wieder in die Schule, das erste Schuljahr aber ist verloren. Wieder beginnt der Bahnbau und wieder wird der Knabe mitgenommen. „Ich war zum geistlichen Krüppel verurteilt!“ Noch einmal kommt er für eine kurze Zeit in die Schule. Zum Unglück muß der Vater nun ganz außer Haus in einer Zuderfabrik arbeiten, und der Grundsatz der Mutter lautet: Wer viel lernt und studiert, der wird verrückt, kommt ins Armenhaus. Sie gönnt dem Jungen nicht einmal einen Platz für seine Schulbücher und schimpft ihn, wenn er Schulaufgaben machen will. Wenn sie Brennholz aus dem Walde oder Kohlen vom Schachte holt, wenn sie bei Bauern zu dreschen hat oder waschen geht, muß der Kleine zu Hause bleiben und auf die Geschwister achtgeben.

„Wandte ich manchmal ein, daß ich so nichts lernen könne und wieder in der zweiten Bank sitzen bleibe, fuhr sie mich an: „So viel du brauchst, wirst noch lernen, und ruhig!“ Oft wurde ich stutzig, wollte mir den Schulgang erzwingen, aber da: ein Sprung und Griff hinter den Ofen, und schon spielte der Stiel des Rutenbessens seine Künste auf meinem Rücken und Kopf.“ So wurde der Schulbesuch wochenlang unterbrochen. Kam er dann doch einmal in die Schule und fand sich in keine Rechnung auf der Wandtafel hinein, so griff auch der Lehrer zum Stock. Wie viele Schläge mußte ich da ertragen. Wie oft mußte ich mich so herumstößeln, herumstütteln lassen? Unschuldig! Der alte, weißhaarige Mann war nicht imstande einzusehen, daß nicht ich an meiner Minderjährigkeit schuld war, daß ich sehr gern lernen wollte, aber durch Not und Dürftigkeit meiner Eltern hierin gehindert wurde.“ Schließlich mußte der Junge ganz zu Hause bleiben und „Bagen“ (Ziegeln) machen. 150 bis 200 Stück brachte er bald täglich zustande. „Früh, wenn die Arbeit begann, spürte ich schon Schmerz in allen Gliedern. In Weinen vom Laufen, in Händen und Rücken von dem Tragen. Den ersten Ziegel anzugreifen, hat mir immer gegraut.“ Schlaf gab es nur wenig. Ja, die Mutter schlief gar nur drei Stunden! „Gebetzeit seist du unter den Weibern, du Heldin! Schon nur deswegen verdienst du verehrt zu werden.“ Da lernte der Junge von einem Nachbarn die Harmonika spielen und bekam nach längerem Bitten eine eigene. Seine Freude, die grenzenlos war, sollte freilich bald verflachen. Vater und Mutter verloren die Arbeit, und schließlich bestimmte die Mutter ihren Sohn — Bettelmusikant zu werden. Alles Sträuben des Kindes half nichts, es sah ja die Notwendigkeit ein. Von Haus zu Haus zog er, von Dorf zu Dorf, durch Regen und Schnee, zu Kirchweihfesten und Jahrmärkten; aus Angst und Scheu wurde allmählich Redheit und Routine. Und der Knabe brachte Geld und Essen heim. „Brot, Kuchen, o, o, o, riefen freudevoll die Geschwister. Die Mutter zwang sich auch zum Lachen, ich sah aber, wie ihr die Tränen in den Augen standen. In den Augenblicken vergaß ich meine Leiden, die ich beim Spielen ausgestanden.“ Einige Jahre ernährte der Junge auf solche Weise, hauptsächlich im Winter, die ganze Familie. Wieviel Schmähungen und Erniedrigungen mußte sein junges Herz dabei freilich leiden. Einmal sagte zu ihm die Mutter: „Wenzel! Wenn Du nach Stohotitz kommst, so laußt Du bei der Gelegenheit dort Deinen Vater auffuchen.“ Wenzel ging hin, es war aber niemand daheim, so wartete er im Regen. Nach längerer Zeit, als es schon sehr dunkel geworden, kam schließlich ein langer, starker Mann mit einer Frau auf das Haus zu. Ich trat vor, schickte meine Zunge zu einem recht freundlichen Gruß zu, ehe ich aber dazu kam, erscholl schon die mächtige, donnernde Stimme des Mannes: „Schau, ist nicht

wieder so eine Spitzbubenbagage da? Man darf nicht den Rücken wenden“, und so ging's weiter. Als er sich doch ein bißchen beruhigte, stotterte ich ängstlich: „Bitte, Sie sollen mein Vater sein. Meine Mutter hat's gesagt, ich heiße Holek.“ „Was, ich Dein Vater? Eines solchen Herumziehers? Marisch!“ und schon fühlte ich seine Hand an meinem Stragen und flog aus dem Hofe an die Straße.

Luft und Liebe zum Lernen waren nun ganz erstickt. Trotz der allgemeinen Schulpflicht schwieng auch der Ortschulrat zu all dem, und, wie Holek erzählt, nicht nur in diesem Falle. Um des Bettel-Lebens ledig zu werden, schlich sich der Junge einmal früh vom Hause in die Zuderfabrik des nächsten Ortes, hat den Adjunkten um Arbeit und wurde zur Säuberung der Milbenschnitzpressen verwendet. Der Lohn betrug — fünfunddreißig Kreuzer täglich. Schon in der zweiten Nachtschicht wurde er von einem Treibriemen erfaßt und durch die Luft über die Transmission an die Mauer geschleudert. Schutzbearbeitungen gab es nicht, die kosten doch mehr als Menschen. Ein Unfall ließ das Kind am Leben. Da der Junge den Unfall seiner Unvorsichtigkeit zuschrieb, ließ er davon keinen Menschen etwas wissen. In der Zuderfabrik erlebte er auch etwas, das ihn für lange aus dem seltsamen Gleichgewicht brachte. Er hatte dem Adjunkten etwas zu melden, fand ihn aber nicht im Laboratorium und ging ins Magazin. Als der Knabe die Tür öffnete, fand er den Adjunkten mit der schönen Marie von Koubzob in einer sehr verhänglichen Situation. Mit klopfendem Herzen lief er zurück an seinen Arbeitsplatz, setzte sich an den unteren Balken der Transmission und barg sein Gesicht in den Händen. — Nach dem Ende der Zuderlampagne zog der Vater nach Sachfen. Wenzel durfte ihm mit einigen Erntehäfen nachziehen. So kam er als Zwölfjähriger zum ersten Male über die Grenze. Wie er hier von einem Orte in den andern zog, um den Vater zu finden, bis es schließlich in Mulda ein Wiedersehen gab, ist mit ergreifender Wucht geschildert. Nach einem mühevollen Halbjahr ging's wieder heimwärts oder vielmehr nach Duz auf den Abraum, eine Stätte tiefsten Schmutzes, abschreckender Verwilderung und elender Schufterei. Männer und Frauen arbeiteten zusammen. So wurde der Junge Zeuge der häßlichsten geschlechtlichen Szenen und hatte den ganzen Tag nichts als Klänge und Unsitlichkeiten zu hören. „Dabei schindet sich einer mehr wie der andere, ein Schweiß regnet förmlich von der Stirn, läuft den Körper herunter und durchnäht Hemd und Hose.“ Schlafen mußte er auf Stoppeln. Zu essen gab es morgens ein Töpfchen Kaffee, zum zweiten Frühstück für sechs Kreuzer Schnaps oder Bier, dazu Brot mit Fett oder ein Stückchen Wurst zu Mittag, Vesper und abends dasselbe. Später zog der Vater mit ihm in eine Zuderfabrik. Hier war das allgemeine Betragen besser, eine Folgeerscheinung der höheren Löhne. Diese Wanderungen wiederholten sich immer. Ist die Arbeit in der Zuderfabrik zu Ende, so gehts wieder nach Sachfen. Diesmal will sich für den Vater keine Arbeit finden, während für Wenzel in der Maderer Ziegelei Beschäftigung wäre. Diese zwei Seiten, die von den inneren Kämpfen des Vaters erzählen, der den Jungen nicht allein lassen möchte und es doch muß, atmen schier homerischen Geist. Der Vater versucht schließlich noch eine Umfrage und geht nach Vertelsdorf in die Ziegelei. „Ich wartete draußen bei dem Bündel, das er im Straßengraben abgesetzt hatte. Er kam lange nicht wieder, und das steigerte in mir die Hoffnung, daß wir doch vielleicht angenommen würden. Ach, mein einziger Wunsch war ja, daß wir beisammen bleiben könnten. Nach langen Warten sah ich ihn endlich um die Ecke des Gartenhaus biegen. Als er näherkam, sah ich, daß er lächelte; das weckte in mir erst recht Neugierde; ich konnte es gar nicht erwarten bis er heran war, und fragte schon von weitem: „Worinnen wir Arbeit?“ Er nickte. In diesem Augenblick fiel von mir die ganze Last des Kummers und der Sorgen herunter; ich fühlte mich glücklich, wie neugeboren.“ Im Herbst kam wieder die Zuderfabrik an die Reihe. Um diese Zeit wurde Holek vierzehn Jahre. Alles, was er konnte, war ein bißchen Lesen. „Mit solchem Wissen also trat ich als reif in das gesellschaftliche Leben. Ach, was rede ich! Ich war ja schon längst darin.“ Weiter verstrich Jahr um Jahr in schwerem, kraftverzehrendem Frondienst, freudlos, ohne Aussicht, in heißen Zudermagazinen, wo nackt gearbeitet werden mußte. „Wegen der Hitze machte ich mir schließlich nicht so viel daraus. Aber wenn der Sommerabend herrlich war und ich dann auf diese Nachtschicht gehen mußte, packte mich jedesmal eine blinde Wut.“

In Mäheno lernte der Siebzehnjährige ein Fabrikmädchen kennen, die Luis, die ihm feiner und edler erschien, als die ganze Umwelt, und die später auch sein Weib wurde. Große Hoffnungen und ernste Vorsätze faßte er. Seine Luis sollte sich nicht so wie die Mutter schinden und plagen müssen. „Unsere Kinder sollten sich nicht in ihren jungen Jahren betelnd in der Welt herumtreiben dürfen, wie ich es tun mußte.“ Aber von allem Anfang zeigte es sich, daß die Gesetze des Wirtschaftslebens mächtiger sind als alle Hoffnungen und Vorsätze eines Arbeiters. Auch die Luis mußte sich schinden und plagen für 60 Kreuzer den Tag. Beide zusammen verdienten zwölf bis dreizehn Gulden in der Woche. Tiefe Wehmut erfüllte den jungen Menschen.

Da zeigten sich die ersten Ansätze der nordböhmischen Arbeiterbewegung. Flugschriften kommen auch in Holeks Hände, und langsam, aber wie mit Notwendigkeit werden in ihm Stimmen stärker, die er bisher überhört hat. Er findet bei Arbeitskollegen Aufklärung, kommt ins Hören und Diskutieren. Zugleich wird in ihm ein heimlicher Ehrgeiz wach. Er leiht sich Bücher und Broschüren aus. Mit einem Schlage hat sein Leben neuen Inhalt,

*) Wenzel Holek: Lebensgang eines deutsch-tschechischen Handarbeiters. Mit einem Vorwort herausgegeben von Paul Öhvre. Verlegt bei Eugen Diederichs, Jena 1909. 328 Seiten. Broschiert 4,50 M., gebunden 5,50 M.

neuen Werk. Aufgaben treten an ihn heran, Freuden kommen in die grauen Tage. Er ist Sozialist geworden. Hier gibt es die lichtesten Punkte im Dunkel des Buches. Wie vergnüglich lesen sich die Stellen, die von den Bücherverkündern der Arbeiter erzählen. Bald war es der Kohlenkasten beim Ofen, bald der Unterteil des Stuhlisses, bald die Kollvorhänge an den Fenstern, die als Verstecke benutzt wurden, um der schnüffelnden Polizei ein Schnippen zu schlagen. Holec schob seine Bücher gar auf den Boden zwischen die schiefe Stuhledecke und das Dach. Wollte er ein Buch haben, mußte er sich auf den Bauch legen, um mit der Hand unter das Dach langen zu können. Manchmal waren die Bücher zu weit hinuntergerutscht und mußten mit einem Schürhaken herborgelangt werden. Und manche hatten sich gar so weit nach hinten verirrt, daß sie überhaupt nicht mehr erreichbar waren. „In der Antoniegasse Nummer sieben (in Auffsig) stecken sie vielleicht heute noch.“ Alle Leiden und Freuden einer neuen Bewegung lernen wir kennen: wie es zuerst neun ganze Sozialisten unter der tschechischen Arbeiterschaft Auffsigs gibt, wie man sich am Waldbrand zusammensand, um über den Zukunftsstaat eifrigst zu debattieren. Holec, der nun zweiundzwanzig Jahre alt war und das Taufest seines Erstgeborenen feiern konnte, kaufte sich eine Sprachlehre und ein Lesebuch — o du alter Lehrer Wehounat —, las Bücher und Zeitungen und studierte, und wurde ein glühender Agitator. Arbeitervereine wurden gegründet. Holec bekam das Amt eines Bibliothekars. Bald wurde seine Gefinnung dem Arbeitgeber bekannt, und die erste Entlassung erfolgte. In dessen wurde er bei den Arbeitslosen immer beliebter und zu Vorträgen aufgefordert. „Arbeiter und Bildung“, „Arbeiter und Literatur“ waren seine Lieblingsthemen. Wechselvolle Schicksale wollen ihm seinen Sinn brechen. Seine Frau kommt mit ihm in Jan. Er verliert oftmals den Posten; zum Argenten fehlt ihm die Rücksichtslosigkeit; bittere Not zwingt ihn schließlich vom Parteileben abzusehen. Am Ende aber treibt es ihn doch wieder obenan. Eine Funktion nach der anderen erhält er. Als in Prag ein Parteitag stattfindet, wird er Delegierter. Er spricht in Versammlungen, er schreibt für die neuen Zeitungen. „Der Geist der Massen loderte empor wie Flammen brennenden Strohes.“ Maßregelung über Maßregelung kommt über Holec.

Nach einer Rede, die er am 1. Mai gehalten hatte, bekam er in sein Arbeitsbuch den Vermerk: „Austritt am 2. Mai.“ Nun konnte er Arbeit suchen, wo er wollte, überall wurde er zurückgewiesen. Der Reinertrag vom Maifeste aber wurde zur Gründung eines Arbeiterblattes verwendet, und zum Redakteur bestimmte man Holec. Mit der sechsten Nummer waren die letzten Geldmittel erschöpft. Freunde bestimmten nun Holec, ein Ritualiengeschäft zu eröffnen. Hilfsbereitschaft und Vertrauensseligkeit sind aber schlechte kaufmännische Berater. Das Ende war ein Konkurs. Der Konkursverwalter fragte: „Sagen Sie mir nur, wie Sie den Leuten so viel borgen konnten?“ „Ich mußte wirklich nicht, was ich dem Herrn Doktor da antworten sollte. Was verstand der davon, was arbeitslos, ohne Verdienst, ohne Geld zu leben heißt?“ Auch der Konsumverein, dessen Filiale er darauf zu leiten bekam, mußte geschlossen werden. Dazu gab es in der Partei viel persönliche Reibereien. Holec wurde ausgeschlossen. Eine rechte Beschäftigung wollte sich auch nicht finden. Ein halbes Jahr blieb er schließlich in der Nestomitzer Zuckersabrik als Träger. Es war eine zerrüttende Arbeit, tagaus, tagein über die Kraft hinaus. Aller Sinn für geistige Interessen ging dabei unter. In dieser bitteren Zeit starb Luis. Holec wurde in seiner Not so verzweifelt, daß er schon daran war, die Kinder und sich zu vergiften. Man redete ihm zu, nochmals zu heiraten. Er tat es. Auch später trieb ihn Elend und Krankheit immer weiter in die Tiefe. Selbst das mußte er schließlich aus Not zulassen, daß seine Frau Amme wurde. Einmal wurde er Ziegelmeister; schließlich schickte ihn der „Herr“ doch wieder fort, weil er mit den Leuten zu — gut war. Als der älteste Sohn vom Schulbesuch frei wurde, mußte er mitarbeiten, Ziegel formen, ganz wie Holec einmal selbst. Die Bücher wanderten ins Antiquariat. „Ich mußte das, was mich am meisten freute, opfern. Wenn mir ein Kind starb, fühlte ich mich nicht so schmerzlich betroffen, als damals, wo ich die Bücher aus dem Hause tragen mußte.“ Schließlich fand ich — es war nun 1904 — eine Stelle in einer Dresdener Glasfabrik. Als Holec in diesem Jahre wegen der Ueberfiedlung nochmals nach Böhmen fuhr, sah er sich in Auffsig ein Volksfest des sechsten böhmischen Wahlkreises an. Aus den neun Mann vor zwanzig Jahren war ein Zug von achtzehntausend Menschen geworden. Holec mußte sich bezwingen, um nicht laut aufzuweinen, so ergriff ihn dieser Umschwung, und er stand und schaute dem Zuge nach

Mit dieser Szene schließt die Lebensgeschichte, mit einer Szene, die zugleich ein mächtiges Symbol des Arbeiterlebens ist: das Einzelgeschick des Proletariats ist eintönig wie die Geschichte von der Arbeitsamkeit der Ameise. Aber es schreitet ein Zug durch unsere Zeit, der immer größer und gewaltiger wird und den Einzelnen alles Leid überwinden heißt im Vorgefühl neuer Zeiten. Holec's Selbstbiographie ist ein Buch voll tiefer Erlebnisse. Die Schmach unserer Zeit ruft aus jeder Seite. Man wird gepackt und gerüttelt und mit gesteigertem Born und erneuter Kampfkraft erfüllt. Nicht mit dem landläufigen literarischen Maß darf man an die Bewertung dieses Buches heran. Es stellt ebenso wie die Bio-

graphien Karl Fischers, William Brommes und der österreichischen Genossen Adelheid Popp eine neue Art in der deutschen Literatur dar. Jahrtausendelang gibt es Arbeiterleid und Fronschmach, Erniedrigung und Zurücksetzung der Geknechteten und Besitzlosen. Das Christtum nahm davon keine Notiz. Denn das ganze geistige Leben war von den Besitzenden beherrscht. Die Demokratisierung unserer Zeit machte auch das Arbeiterleben „literaturfähig“. Künstler kamen und eroberten dieses Stoffgebiet der Dichtung, der Malerei und der Plastik. Aber es war doch noch nicht die Wirklichkeit, war doch alles mehr beobachtet als erlebt. Den Darstellungen fehlte im großen und ganzen nicht der Wille zur Kunst, aber doch ihre eigentliche Seele: das Erlebnis. Es fehlte die Unmittelbarkeit des Arbeiterdaseins mit seinen Empfindungen und Gedanken, mit seinem namenlosen Leid und seinem ewigen Trost. Erst diese Arbeiterbücher erschließen die Tiefen einer Welt, die an Schändlichkeit und Ungerechtigkeit so überreich ist wie keine vor dem; sie lehren auch, wie Paul Göhre, der verdienstvolle Herausgeber dieses Buches im Vorwort sagt, daß die Masse der modernen Arbeiter, auf deren breiten Schultern der Bau unserer glänzenden Kultur hauptsächlich ruht, noch heute nicht an deren Gütern Teil hat. „Noch lebt sie ein wahrhaft untermensches Dasein, wenn man Menschendasein nicht an dem Maßstab der Kulturgemeinschaft.“ Und doch sind diese Bücher zugleich die Feuerzeuge einer großen Wende. Ohne die moderne Arbeiterbewegung wären sie nicht geschrieben worden. Sie sind der Ausdruck eines unergleichlichen Erwachens. Das Proletariat wird sich seiner ganzen körperlichen und geistigen Not bewußt. Und in diesem Bewußtwerden liegt die Bürgschaft seiner Selbstbefreiung.

Josef Luitpold.

Kleines feuilleton.

Sprachwissenschaftliches.

Mótor oder Motor? Motore oder Motoren? Eingleit über diese Fragen zu erzielen, wird von Tag zu Tag dringlicher, da immer wieder Zweifel über die richtige Aussprache und Mehrzahlformen des Wortes auftauchen. Kein Wunder in unserer an Motoren aller Art so reichen Zeit, in der eigentlich jedermann Bescheid wissen sollte, wie das Wort sprachlich zu behandeln ist. In Wirklichkeit aber herrscht darüber die allergrößte Unsicherheit. Täglich kann man hören der Motor, des Motors statt der Mótör, des Mótörs, und in der Mehrzahl tollends laufen selbst in den besten Zeitungen die Motore und die Motoren wild durcheinander, gerade als ob man nach Willkür bald so, bald so sagen und schreiben könnte. Dem ist aber nicht so. Es gibt zwar leider, führt die Zeitschrift des Allg. Deutschen Sprachvereins“ aus, eine Anzahl von Fremdwörtern, über deren Formen sich die Gelehrten nicht einig sind, die in gelehrten Werken wie im Volksmunde in verschiedenen Formen erscheinen, zum Beispiel Monolith, das im Wesfall bald Monolithes, bald Monolithen und in der Mehrzahl bald Monoliths, bald Monolithen heißt. Aber Motor gehört nicht zu diesen „unsicheren“ Kantonisten“, sondern es stimmt seiner Wortbildung nach überein mit den vielen anderen aus dem Lateinischen übernommenen, auf der Stammsilbe betonten Wörtern auf -or wie Dóktor, Mótör, Mótör, ist daher auch ebenso wie sie zu behandeln. Es heißt also Mótör und in der Mehrzahl Mótör e n. Anders steht es mit den wenigen aus dem Spanischen entnommenen und wenigen anderen Fremdwörtern, die auf ein betontes -or ausgehen, zum Beispiel Matabór, Majór, Mehrzahl Matabore, Majore. Diese einfache Regelung ist damit begründet, daß das Wort Motor ganz gewiß nicht das französische Motour, sondern unmittelbar aus dem Lateinischen entlehnt ist. Gegen sie wird nun aber von vielen Seiten das Wort Pastor, und zwar in dieser Sprechweise, geltend gemacht, wo offenbar die Mehrzahlform Pastoren für die Betonung der Einzahl maßgebend geworden ist. Allein das Wort Pastor nimmt in bezug auf Mehrzahlform und Betonung eine Stelle für sich ein, weil es in den verschiedenen Landessprachen auf ganz verschiedene Art behandelt wird. Im Westen klingt der Pastor lächerlich, ja verächtlich sogar, während der Wadenjer über den Pastor ulkt. So scharf sind die Gegensätze. Und in der Mehrzahl überwiegt zwar die Form Pastoren, aber es kommt auch die Form Pastore vor, und der Volksmund hat sich stellenweise daneben Pastöre geleistet. Man muß zugestehen, daß ein selbst so unsicheres, schwankendes Wort nicht zum Vorbild für die Behandlung von Motor geeignet ist. Weiter aber hat man die Betonung von Motor auf der letzten Silbe zu entschuldigen gesucht durch den Hinweis auf andere Fremdwörter, die Sachnamen sind, wie Legát, Kristáll, Altár. Allein, wenn solche fremdsprachlichen Sachnamen mit der Ableitungssilbe -or gebildet sind, und es gibt deren genug, so betonen wir sie auch nicht auf der Endung, sondern sprechen allgemein Irrigátor, Lubrítátor, Resístör, Regenerátor, Respirátor, Injektör, Indúktor usw. Deshalb sollen wir also bei Motor eine Ausnahme davon machen?